



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., O. O.: Fideikomnisse

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Stillſtand auch Fortſchritt zu nennen! Aber laſſen wir dieſe bohnenſtrohtrockenen Paradoxen, es möchte ſonſt wirklich, wie du vorhin ſcherzteſt, ein Wibelſcher Dialog werden. Wozu willſt du dich ewig ändern, ewig „fortſchreiten“? Laten etwa die alten Meiſter, Maler ſowie Dichter, ſo? Keineswegs! Wer ſeine Höhe erreicht hatte, der arbeitete mit einer Art (erlaube mir das Wort) Handwerker-tüchtigkeit auf dieſer Höhe weiter und kein Kritikus rief: Goethes letztes Drama, Rembrandts jüngſtes Bildnis, Bachs neueſte Fuge zeigt doch keinen rechten Fortſchritt gegen das vorlezte Werk. Dieſe Haſt, immer etwas Neues, Unerhörtes ſehen zu wollen, iſt modern und alſo unvornehm! Freut euch doch lieber!

Liborius nachdenklich. „Dieſe Haſt, immer was Neues ſehen zu wollen, iſt modern und unvornehm“ — hm! Ich äußerte eben ſelbſt dieſe Unruhe! — Franziskus, häng' dem Geſpräch ſchnell einen Korfgürtel an, nochmal kann ich nicht in dieſen Dingen wühlen, nach denen deine Worte eben wieder herniederſinken.

Franziskus. Was willſt du, habe ich dich nicht ſelbſt gegen dich vertheidigt. Und war ich nicht ein guter Anwalt deiner Intereſſen?

Liborius lachend. *Mea res agitur*, Franziskus! Du haſt Entſchuldigungen herausgeſprudelt, als ob du ein Dichter wäreſt, der ſich gegen einen Kritiker wehren will!

Franziskus ſtimmt in das Lachen ein. Hüte dich, Liborius! Biſt du ſo ſicher, daß ich kein Echo bin?!



Fideikommiſſe

Von W. W. S.



ie haben recht, lieber Freund, wenn Sie Hermann Krauſes neues Buch über die Familienfideikommiſſe rühmen, wenn Sie es in Stoff und Anſchauung faſt erſchöpfend, im Urteil maßvoll und wohl- erwogen, Flug und kundig finden. Es drängt eine vielköpfige Herde von Gedanken in eine knappe Hürde zuſammen; ſie würden einander ſtoßen und preſſen, hütete nicht ein Meiſter des Ausdrucks ſtrenge Ordnung unter ihnen.

Fruchtbar wie dieſe Gedanken ſind, verſühren ſie neue zu entwickeln aus denen, mit welchen das Buch ſchließt, wenn es hervorhebt, was die Fideikommiſſe ethiſch bedeuten. Mehr als er ſagt, meine ich, gemeinnütziger noch, als er zeigt.

Fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen hier eine Statiſtik aufmachen will über gemeinnützige Einrichtungen, wohlthätige Stiftungen, die gerade auf Fideikommiſſen blühen, gerade von ihren Herren geſchaffen worden ſind. Mag ſein, daß ſolche

Statistik durchführbar wäre und lohnend und vielleicht sogar überraschend und schlagend für die Gegner des befestigten Besitzes. Für meine Heimat, für den schönen Teil unseres Vaterlandes, den ich am besten überblicken kann, habe ich Zweifel. Die Fideikommiſſe sind bei uns jung, selten über anderthalb Jahrhunderte, die gemeinnützigen Einrichtungen meist viel älter, überwiegend vielleicht geboren aus dem grauenvollen Elend, das die Religionskriege und ihre Nachfolger bei uns hinterlassen hatten. Zeiten der Not erwecken die Gebete der Menschen, aber sie erwecken auch mildtätige Herzen zur Hilfe. Keine Zeit der letzten Jahrhunderte hat bei uns auf dem Lande so freigebig gestiftet wie die des endenden siebzehnten Jahrhunderts, niemals sonst hat der Großgrundbesitz seine Hand so reich geöffnet zu milden Einrichtungen für das platte Land, niemals sich so vor aller Welt als ein Organ der *Justitia distributiva* ausgewiesen.

Soll ich Ihnen sagen, woran ich vor allem denke? Sie wissen, daß geographisch die Volksschule des platten Landes noch bis um 1800 auf den Kirchspielen beruhte, und Sie wissen, welche Fülle von Dörfern und Gütern bei uns ein einziges Kirchspiel zusammenfassen kann. Die Konfirmandenwege von heute, die mit Recht so gefürchteten, waren einst die Schulwege der Kinder. Welche Märche oder welcher lückenhafter Schulbesuch! Zahllos sind es damals, als die nordische Welt wieder zu friedlichem Atem kam, zahllos sind es damals die Gutsherren gewesen, die jeder auf seinem Gebiete elementare Schulen errichteten, oft mehrere auf einem Gute, eine soziale Tat ersten Ranges und das im „dunkelsten Mittelalter“, in der Zeit vor 1790 und 1848, bis dies dicke Netz eines Tages ohne ein Wort des Dankes der allmächtige Staat wie ein Geschenk aus ihren Händen vergnügt entgegennahm. Wer denkt noch heute an die längstverjährteten Opfer, die ein präfideikommissarischer Grundbesitz hundert oder zweihundert Jahre freiwillig für die Schulbildung seiner Hinterlassen gebracht hat; und mit den Armenstiftungen geht es noch schlimmer. Einst eine vielgerühmte Wohltat für die Bedürftigen und Umhergestoßenen, finden sie heute keine Beachtung mehr vor den anspruchsvollen Augen einer hochgespannten Sozialpolitik und den veränderten Anschauungen über den Inhalt der Armenpflege. Sie waren ein sozialer Segen, aber die Gegenwart hat ihn überholt und politische Gegner überzeugen könnte eine Statistik nicht mehr, die sie in die Bilanz der gemeinnützigen Leistungen des Großgrundbesitzes aufnahm trotz aller Opfer, die für sie gebracht sind.

Was wir heute leisten, ist nur ausnahmsweise an die Formen einer Einrichtung, einer Stiftung gebunden, schon die innere Verfassung unserer abgeschlossenen Gebiete begünstigt die freie, fürchten wir das Wort nicht, die patriarchalische Form des Wirkens, und die Erfahrungen, die wir mit den festen Formen gemacht haben, ich meine mit der Versuchung für den Staat, sie zu reglementieren und zu bevormunden, sie zu erfrieren und zu veröden, haben uns mißtrauisch gemacht gegen rechtliche Bande, die uns nur noch Last

und Ärger, aber nicht mehr Einfluß und Freude laſſen. Mit wie bitteren Empfindungen haben wir die „Lehrergesetzgebung“ aufwachen ſehen, die ein ungenannter Verfaſſer in den „Grenzboten“ neulich ſo treffend gebrandmarkt hat. Nein, eine Statiſtik gäbe, darüber ſind Sie mit mir einig, lieber Freund, nur ein armſeliges, dürftiges Bild von alledem, was wir auf unſeren Fideikommiſſen gemeinnützig ſchaffen und wovon ſich das Beſte in ein Schlagwort zuſammenfaſſen läßt. Glauben Sie mir, von allen unſeren gemeinnützi- gen Einrichtungen iſt und bleibt die beſte: Die Frauen und Töchter unſerer Gutsherrn.

Beglückender und erquickender als aus ihren Händen ſtrömt kein ſozialer Segen über die weiten Gefilde des platten Landes. Höchſtens mit der Diaconiſſe am Krankenbett darf ich ſie vergleichen. Engel oft ſchon in der äußeren Erſcheinung, viel öfter in ihrem Denken und Fühlen gehen ſie durch ihre kleinen Königreiche und üben mit unnachahmlichem Taſt für Maß und Art der Gabe die königliche Kunſt des ſozialen Ausgleichs, in ihrer reinen und warmen Menſchenliebe die beſte Rechtfertigung für Reichtum und blaues Blut. In den Herzen unſerer Frauen und Töchter liegt der Gipfel der gemeinnützi- gen fideikommiſſariſchen Tätigkeit. Ihren täglichen reichen Segen erfaßt keine Statiſtik, und doch iſt er ſo ſehr Wirklichkeit, anſchauliche Wirklichkeit, daß ich wohl in einer guten Stunde ihn mit ſo warmer Beredſamkeit darzulegen mir getrauen wollte, daß er ſelbſt auf die Krokodilherzen hartgeſottener Parlamentarier mindeſtens ebenſoviel Eindruck machen ſollte, wie die zahlenreichſte Statiſtik mit allen ihren Nullen. Denn allenthalben werden deutſche Männerherzen weich, wo deutſche Frauen gerühmt werden.

Große Umwälzungen haben zu allen Zeiten ſegensreiche Formen unter ihren Trümmern mit begraben. So ſind mit der katholiſchen Kirche in den von der Reformation erfaßten Ländern ohne Zweifel beſtimmte Arten ſozialen Segens für immer oder für Jahrhunderte verſchwunden. Keiner, der ſich ernſtlich mit Dingen, wie z. B. organiſierter männlicher Liebeſtätigkeit, beſchäftigt hat, kann das ernſtlich beſtreiten. So auch würde in demſelben Augenblick, wo der Großgrundbeſitz zertrümmert, wo das Reich von Norden nach Süden, von Oſten nach Weſten nur noch ein einziges Bauerland wäre, jene lichte Blüte deutſchen Kulturlebens, jener wertvolle Quell ſozialen Segens auf dem platten Lande für immer verdorrt ſein oder doch für Jahrhunderte. Unerſetzlich durch eine hohe Kultur von Körper und Seele, Geiſt und Herz, unerſetzlich durch Heimatsgefühl und vererbte Erfahrung, ein einzigartiger Typ von unvergleichbarer Wirkung, würden die deutſchen Gutsherrinnen und ihre Töchter ausgeſchaltet ſein aus dem ländlichen Volksleben, eine Quelle des Lichtes und des Segens.

Blicken wir nur auf die wenigen Güter, die ein unſeliger Stern in die Hände von Hageſtolzen geſpielt hat, auf die anderen, deren Beſitzer leider, leider ſtädtiſchen Wohnſitz nehmen; und wir ſind belehrt! Oder blicken wir weiter! In einem halben Jahrhundert hat die zielbewußteſte Bauernpolitik im

dänischen Norden die politische und soziale Bedeutung des Großgrundbesitzes untergraben und erstickt! Und eben jetzt sehen wir diese neue, üppig emporgeblühte Bauernkultur einen Kampf auf Leben und Tod führen mit den Elementen des städtischen Radikalismus, der seinerseits wieder das alte Ziel verfolgt: *ôte-toi, que je m'y mette*. Der Stein ist im Rollen!

Sehen wir aber in den Fideikommissen den festen Kern, den Hort des Großgrundbesitzes in schweren Zeiten und seine beste Blüte in guten, so erhält der, der an seiner Bewahrung arbeitet, uns zugleich den kostbaren, ethischen Faktor des Landlebens, von dem ich Sie soeben unterhalten habe. Und wenn wir einmal zu einem guten, einem politischen Zweck mit unseren gemeinnützigen Werten brillieren wollen, so verstecken wir doch nicht unsere klarsten und feurigsten Brillanten in der Kommodenschieblade und warten in einer dürftigen Statistik mit kleinen „Dernburgs“ auf.

Eigentlich sollten dies nur Vorbemerkungen gewesen sein und die Hauptsache sollte nun kommen. Aber ich kenne Ihre Ungeduld; ich mache es umgekehrt und werde nun knapp wie Hermann Krauses Buch. Was haben wir von einer staatlichen Fideikommissreform zu fürchten, wogegen müssen wir uns wehren?

Also, erstens keine Teilnahme der Familie an der Verwaltung! Aberglaube, nichts als Aberglaube ist es, Fideikommiſſe wären eine Familieneinrichtung. Sie sind nichts als eine Standeseinrichtung, eine Einrichtung des Großgrundbesitzes, eine Wehr gegen seinen Zerfall, oft gegründet von den letzten Männern aussterbender Geschlechter. Oder ist etwa die Krone eine dynastische und keine Staatseinrichtung, bloß weil die Dynastie Sukzessions- und einige andere Rechte hat? Nur keine überlebten lehnrechtlichen Anwendungen von gesamter Hand in einem modernen Fideikommissgesetz, nur nicht den Fehler einiger Landesrechte und Statuten wiederholen! Jüngere Vettern, alte Generale ohne Aussicht, je zu sukzedieren — denn Seitenlinien sterben meistens aus —, mit einer dilettantischen Aufsicht betrauen über den besser unterrichteten Besitzer? Warum nicht aus der Geschichte lernen, daß dies nichts als Unzulänglichkeit, Stillstand, ja Korruption bedeutet? Agnatenkonsense sind eine hochbezahlte Ware. Gerne eine Aufsicht über den Besitzer, aber nur durch Standesgenossen, was die Familienglieder oft gar nicht sind, gerne ein Exekutorensystem von Fremden, aber nur von Fremden. Ausgeschlossen sei ein Kurator aus der Familie, schon wegen des Familienfriedens. Wie war es mit den Stammgütern des alten deutschen Rechtes? Wollte der Besitzer sie veräußern oder belasten, so ging es nicht ohne Vollwort der rechten Erben. Das war alles! Und ein Gesetz von heute wollte weitergehen, wollte den Besitz des Einzelnen zu einer Verwaltung für eine Genossenschaft herabdrücken? Heute, wo alles darauf ankommt, keine Quelle zu verstopfen, aus der männliche Unabhängigkeit fließen kann!

Ferner Erhaltung der Geldfideikommiſſe! Was sie als Betriebsfonds in unserer kapitalbedürftigen Zeit für freien und gebundenen Großbesitz bedeuten,

hat Krause so erschöpfend gezeigt, was sie geleistet haben in den Landesteilen, wo sie üblich und reichlich sind, wie bei uns, das wissen Sie selber so gut, daß ich kein Wort weiter verliere.

Keine laufende staatliche Forstaufsicht! Krauses Buch zeigt unwiderleglich, wie ausgezeichnet die Fideikomnisse im ganzen ihren Wald pflegen, und für ein paar Ausnahmen ändert man nicht das System einer Gesetzgebung. Nur nicht immer hastig verallgemeinern, aus einer Mücke einen Elefanten machen! Es geht auch ohne Nerven. Als ob die staatlichen Forstbeamten es fertig brächten, gesunde Betriebspläne für Privatforsten aufzustellen; das haben sie gar nicht gelernt. In Privatforsten, nur ganz große ausgenommen, entscheidet die Konjunktur, in staatlichen die täglich revisionsfähige Betriebsordnung über die Hauung; in jenen haben Liebhaberei, Heimatpflege, Landschaftschutz, geschichtliche Erinnerung hervorragende Rechte. Der Staatsforst ist der einseitigste, der Privatforst der vielseitigste Organismus, der sich denken läßt. Welche Bautätigkeit, welche Naturallöhne soll der Privatwald befriedigen und auf sie eingerichtet sein. Einen von der übrigen Landeskultur isolierten Wald kennt das Gut nicht, die Entwicklung der Staatsforsten seit hundert Jahren hat er mit Recht nur technisch mitgemacht. Soll es dem Besitzer verwehrt sein, große Waldbreserven von abnehmendem Zuwachs seinem Nachfolger lieber als sich selber zu gönnen, soll er beschränkt sein, einmal starke Einschläge zu machen in kurzer Zeit, um hohe Schuldenzinsen zu vermeiden? Der Wald soll der Ausgleich seiner Privatbilanz sein. Aber staatliche Hauungspläne, festgelegt auf Jahrzehnte, ach du liebe Zeit! Gerne außerordentliche Revisionen durch Staatsforstbeamte. Die werden schon heute freiwillig und äußerst segensreich gepflegt. Aber sich auf seinem unzweifelhaften Eigentum vom Oberförster jährlich die Bäume anzeichnen zu lassen, die man hauen soll, als wäre man eine Landgemeinde. Ach nein, nur mit eigener Verantwortung ist Berufsfreudigkeit und aufrechte Haltung vereinbar. Eine Säkularisation verbitten wir uns höflichst.

Viertens Erhaltung der internationalen Fideikomnisse. Seit den Kreuzzügen hat den Adel der gesitteten Welt ein gemeinsames, oft durch Heiraten befestigtes Band umschlungen. Ohnedem hätten einst spanische und französische, jetzt englische und amerikanische Sitten nie so tief bei uns eindringen können. Das ist vielleicht unerwünscht, aber dieselbe Ursache hat auch gute Folgen. Gerade die Besitzer großer, über mehrere Staaten erstreckter Fideikomnisse sind geborene und feinfühligste Diplomaten, in schwierigen Zeiten oft ohne amtliche Stellung das wertvollste Mittel der Verständigung für unsere auswärtige Politik. Hier ist einmal ein Fall, eine Rechtseinrichtung nicht mit engen nationalen Schranken zu umziehen, sondern zu bedenken, daß die Gesellschaft auf ihren Höhen weiter greift als der Staat.

Keine kleinen Fideikomnisse als Neugründungen. Die Lebenszeit des Besitzers muß ausreichen, eine standesmäßige Abfindung für die nachgeborenen Kinder aufzusammeln.

Endlich keine neue Aufsichtsbehörde. Die Oberlandesgerichte haben sich vorzüglich bewährt. Ihr Ansehen, ihre Unbefangenheit, ihre gesellschaftliche Freiheit von dem Verkehrskreis der fideikommißbesitzenden Familien, ihre Tradition in der Erledigung dieser Geschäfte sind Vorzüge, die keine andere Behörde böte. Für den Oberpräsidenten wäre es ein politisches Bleigewicht, Streitigkeiten innerhalb einflußreicher Familien zu entscheiden, und seine Entscheidungen würden die Teile nicht als unbefangen hinnehmen. Weiter: Es ist ein Unfug und eine Schwäche unserer heutigen Verwaltung, Behörden in ihrem traditionellen Wirkungskreis zu „verstärken“ durch Experten- oder Laienbesitzer. Nur nicht die Fideikommißsenate der Obergerichte durch Sachverständige oder Mitglieder anderer Behörden oder Vertretungen bereichern wollen. Neun Zehntel der Sachen interessieren diese unglücklichen Herren gar nicht, die oft von weither zu den Sitzungen angereist kommen, oder würden jedenfalls ebensogut ohne ihren Beisitz erledigt werden. Und für den Rest ist es das allein Vernünftige und für Schonung von Menschenzeit und -kraft Verantwortliche, man macht es so, wie es früher immer gemacht wurde, und zieht vom Landrat oder der Landwirtschaftskammer, vom Landschaftsdirektor oder der Generalkommission in besonderen Fällen ein Gutachten ein. So eilig ist es gewöhnlich gar nicht. Nur nicht eine neue Spezies des deutschen Beisitzerunwesens.

So, mein lieber Freund, hier haben Sie in aller Kürze meine Gedanken über ein neues Fideikommißgesetz. Glückliche, Ihren Beifall zu finden, wäre ich noch glücklicher, Sie zu Betrachtungen angeregt zu haben, die meine bescheidenen Bemerkungen in den Schatten stellen. Allein, Sie sind ein echter Deutscher: Briefe erhalten ist schön, Briefe beantworten ist überflüssig. Wie sagt doch Heinrich Heine? Und ein Narr wartet auf Antwort.



Intellektualismus und Dekadenz *)

Don Léon Bazalgette

Berechtigte Übersetzung von E. v. Kraatz, geb. Gräfin Vandiffin



ie Inferiorität der heutigen Lateiner in bezug auf Energie und nationale Lebenskraft ist meiner Ansicht nach kein strittiges Thema, sondern eine sonnenklare Tatsache, die jeder einigermaßen verständige und aufrichtige Mensch wahrnehmen muß. Ich halte es daher für vollkommen unangebracht, mich weiter auf diese spezielle Frage einzulassen.

*) Bei der Überfülle deutscher, sich oft scharf widersprechender Urteile über die Franzosen ist es nicht ohne Wert, sich wieder einmal das Urteil eines ihrer klarsten Köpfe und weit-